

Bern

Ohne Pest und Hirsebrei
Weshalb das Mittelalterfest in Bern an Hollywood erinnert. 18



Die Rare in der Aare

Was ist bloss mit der Bachforelle los? Der Fischer Kurt Wyss weiss es nicht. Die Gründe seien «extrem vielschichtig». In der Aare wird der Fisch kaum mehr gefangen, obschon Abertausende ausgesetzt werden.

Dölf Barben

Nach einer halben Minute ist klar: Dieser Mann hat eine ganz andere Beziehung zur Aare als all jene, die ab und zu im Gummiboot von Thun nach Bern paddeln. Oder sich freuen, wenn das Wasser so richtig warm wird. «Eine 20 Grad warme Aare? Das ist Stress pur für Forellen», sagt Kurt Wyss. Er sitzt am Tisch einer Brätlistelle beim Schwimmbad Münsingen und erzählt. Der Morgen ist noch frisch.

Nebst Familie und Beruf sei Fischen sein Lebensinhalt, sagt der 51-Jährige, der in Münsingen aufgewachsen ist und in Uttigen wohnt. Fischen sei mehr als ein Hobby. Es sei «das ganze Paket», das ihn erfülle: die Tiere, die Natur, alles, was man dabei lernen könne, die Kameradschaft im Verein und schliesslich – das Adrenalin: Wenn er einen Fisch an der Angel habe, spüre er so etwas wie einen «ursprünglichen Jagdtrieb».

«Die meisten fangen keine mehr»

Das Problem ist nur: Viel zu fangen gibt es in der Aare nicht mehr. Bei Bachforellen oder Äschen seien die Erträge «nicht bloss ein bisschen zurückgegangen, sondern dramatisch», sagt Wyss.

Die wirklich guten Zeiten waren zwar schon vorbei, als er ein Bub war. 1971 war vom Industriearéal Selve in Thun Gift in die Aare gelangt; im Gedächtnis geblieben ist dieser Vorfall als «die grosse Selvevergiftung». Der Bestand der Bachforelle, die im Aaresystem als ökologischer Leitfisch gilt, wurde vernichtet und hat sich seither nie mehr ganz erholt. Immerhin habe er früher pro Jahr noch eine Handvoll Bachforellen aus der Aare gezogen, sagt Wyss. «Heute fange ich noch eine oder zwei – wenn es hoch kommt. Die meisten fangen keine mehr.» Noch frustrierender als das sei aber die Tatsache, dass alle Massnahmen kaum etwas nützten.

Wyss, der bei der Swisscom arbeitet und sich für den Kanton als nebenamtlicher Fischereiaufseher betätigt, spricht von einer Unmenge an Freiwilligenarbeit, die all die Mitglieder von Fischereivereinen leisten. Allein sein Verein, der Fischereiverein Aaretal Münsingen, setze jährlich bis zu 40 000 junge Bachforellen aus. Den Bestand zu stützen, sei einer der Schwerpunkte des Vereins.

Nur brechen die Bestände trotzdem ein. Das zeigt ein Blick in die Fangstatistiken, die auf der Website des Kantons zu finden sind: Von 1989 mit 70 000 Fän-



Kurt Wyss hat die Angel an der Aare bei Münsingen ausgeworfen. Foto: Adrian Moser

gen im ganzen Kanton ging es mit den Bachforellen immer bergab auf mittlerweile unter 20 000. Bei anderen Fischarten wie den Barben blieben die Quoten stabil. Bei den Felchen stiegen sie sogar an, und zwar beträchtlich.

Viele Fischer weichen aus

Aus Wyss' Perspektive bietet die Statistik keinen erfreulichen Anblick. In der

Aare zwischen Thun und Bern würden jährlich noch ein paar Hundert Bachforellen gefangen. «Ungefähr gleich viele wie in einem mittleren Bergbach», sagt er. Viele Fischer verlören darob die Lust am Aarefischen und wichen aus, etwa an den Thuner- oder den Bielersee.

Die Ursache des Fischrückgangs sei «extrem vielschichtig», betont Wyss. Er spricht von Kläranlagen, welche nicht

alle Schadstoffe aus dem Wasser entfernen könnten, von Pestiziden, der Klimaerwärmung, von Kormoranen und Gänseägern, die den Bachforellen auf den Leib rückten, und vom gestörten Kiesnachschub. «Das Problem ist, dass hier an der Aare gleich alle Faktoren auftreten», sagt er. Und all diese Themen würden von Fischern und anderen Sachverständigen selbstverständlich sehr kontrovers diskutiert.

«Warum? Man weiss es nicht»

In all den Jahren habe man mehrfach Massnahmen getroffen – und immer wieder kleine Fische ausgesetzt. Doch viel zu wenige von ihnen würden gross. «Warum?», fragt Wyss und gibt die Antwort gleich selber: «Man weiss es nicht.» Dem Forschungsprojekt der Universität Lau-

«Heute fange ich noch eine oder zwei – wenn es hoch kommt.»

Kurt Wyss über seine Bachforellenquote

sanne, an dem sich die Fischer beteiligen sollen (siehe Text unten), steht Wyss deshalb positiv gegenüber. So könne womöglich die Frage geklärt werden, ob es überhaupt etwas bringe, jahrein, jahraus derart viele Jungfische auszusetzen. Wyss ist klar, dass es «dramatische Folgen» für die heutige Besatzpolitik hätte, wenn die Antwort auf diese Frage Nein lauten sollte. In diesem Fall müssten sich auch die Fischereivereine ganz neu orientieren.

Der nebenamtliche Fischereiaufseher macht sich die gleichen Gedanken wie die Evolutionsbiologen: Wenn die Voraussetzungen gegeben wären, dass die Fische sich natürlich fortpflanzen könnten, wäre es für die Larven von allem Anfang an möglich, sich an die Verhältnisse in der Aare anzupassen. «Aber eben», sagt Wyss und blickt auf den Fluss hinaus: «Dafür müsste vieles stimmen.»

Mehr Bilder von der Aare und über das Forschungsprojekt der Universität Lausanne

forelle.derbund.ch

Aarefische als Forschungsobjekte

Bei der Forellenforschung gehe es um «grosse Fragen», sagt der Evolutionsbiologe

Aarefischer werden als wissenschaftliche Assistenten eingespannt: Sie sollen Biologen Gewebeproben ihrer gefangenen Fische liefern.

Im Gebiet der Aare und ihrer Zuflüsse ist ein bedeutendes Forschungsprojekt im Gang. Bezüglich seiner Gröszenordnung sei es einzigartig, sagt Claus Wedekind, Professor für Evolutionsbiologie an der Universität Lausanne. Der Forschungsgegenstand sind Bachforellen. Beteiligt am Nationalfondsprojekt sind nicht nur über ein Dutzend Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, sondern auch Fischer. Damit handelt es sich um ein sogenanntes Citizen-Science-Vorhaben. Das ist eine Form von Wissenschaft, die interessierte Laien einbindet. Ausserdem ist der Kanton am Projekt beteiligt.

Die Aufgabe der Fischer sieht so aus: Fangen sie im Aaresystem eine Bachforelle, sollen sie den Forschern Informationen übermitteln. Und zwar nicht nur über Ort und Datum des Fangs sowie über Geschlecht, Grösse und Gewicht des Tiers: In einem speziellen Couvert sollen sie zudem ein kleines Stück der Flosse und fünf Schuppen einschicken

und, sofern vorhanden, die Markierung. In den Jahren 2015 und 2016 sind mithilfe der Fischereivereine in der Aare und ihren Zuflüssen eine halbe Million Bachforellen-Larven ausgesetzt worden. Der springende Punkt: All diese Fische sind in der Brutanstalt in Reutigen so gezüchtet worden, dass aufgrund ihrer genetischen Merkmale bei jedem einzelnen klar ist, welches seine Eltern sind. Zusätzlich sind 3000 Fische erst nach einem Jahr ausgesetzt worden; sie tragen hinter dem rechten Auge eine winzige Markierung unter der Haut.

Projekt geht über Fische hinaus

Erhalten die Forschenden ein Stück Flosse, können sie mittels Gen-Analyse feststellen, ob das Tier aus der speziellen Zucht stammt, ob es zu den markierten Jährlingen gehört oder aus einer natürlichen Laichung hervorgegangen ist. Mit dem Projekt sei es möglich, zahlreiche Fragen gleichzeitig anzugehen, sagt Wedekind. So etwa diese, wie sich die Fische entwickeln, wenn sie erst als Jährlinge ausgesetzt werden. Hier interessiert die Antwort besonders den Kanton und die Fischer, weil sie jedes Jahr zahlreiche Gewässer mit Jungfischen beschriften. Wedekind betont, das Projekt sei aber keine Auftragsarbeit; in der Haupt-



Die Markierung ist dem Tier hinter dem rechten Auge eingesetzt worden. Foto: zvg

sache gehe es um Grundlagenforschung und «grosse Fragen», die ihn als Evolutions- und Naturschutzbiologen «brennend interessieren». Das Projekt führe «weit über das Thema Fische hinaus», sagt er. Die Ergebnisse werde man zum Teil auch auf andere Tier- und Pflanzenarten übertragen können – «sie werden hoffentlich Eingang in die Lehrbücher finden».

Keine natürliche Partnerwahl

Eine der grossen Fragen betreffe die Bedeutung der sexuellen Selektion für das langfristige Überleben von natürlichen Populationen. Darüber wisse man heute noch relativ wenig. Bei der sexuellen Selektion spiele die Partnerwahl unter den

Tieren eine zentrale Rolle – «da passiert sehr viel», sagt Wedekind. In einer Brutanstalt aber, wo der Mensch die Tiere für die Zucht auswähle, «wird die natürliche Partnerwahl schlicht übergangen».

Von besonderem Interesse ist für die Forscher auch die sogenannte unsichtliche künstliche Selektion. Davon ist die Rede, wenn Flüsse zum Beispiel verschmutzt oder begradigt werden, wenn das Wasser sich erwärmt oder wenn regelmässig Winterhochwasser auftreten. Dann beginnen starke Selektionskräfte zu wirken, wie Wedekind erklärt. Vor diesem Hintergrund wolle man herausfinden, wie gross das Potenzial der mit unterschiedlichen Eigenschaften ausgestatteten Populationen sei, sich anzupassen – und zu überleben.

Bisher haben Aarefischer rund 50 Fänge dokumentiert und die Informationen an die Biologen weitergeleitet. Die Stichprobe werde am Ende «ordentlich gross» sein, sagt Wedekind. Auch deshalb, weil immer dann mehrere Hundert Fische anfallen, wenn der Kanton Flussabschnitte abfischt, um Laichfische für die Zucht zu fangen. Die Proben der einzelnen Fischer seien aber sehr wichtig, sagt er, weil sie auch abgelegene Orte aufsuchten. Erst dank der Angler ergebe sich ein komplettes Bild. (db)

Insel-Kollegen stellen sich gegen streitbare Ärztin

In einem Schreiben wehren sich Angestellte des Inselspitals vorsorglich gegen eine allfällige Rückkehr der entlassenen Ärztin Natalie Urwyler.

Brigitte Walser

In diesen Tagen wird ein Urteil erwartet, dem viele mit Spannung entgegenblicken: Das Obergericht des Kantons Bern entscheidet über die Kündigung von Natalie Urwyler. Das Inselspital hatte die Ärztin 2014 wegen eines «gestörten Vertrauensverhältnisses» entlassen, was diese nicht akzeptierte. Sie deutete ihre Entlassung öffentlich als Retourkutsche, weil sie sich für mehr Mutterschutz und Gleichstellung eingesetzt habe. Der Fall brachte weit über Bern hinaus Diskussionen über die Stellung des weiblichen Personals in Spitälern ins Rollen. Vergangenen November hob das Regionalgericht Bern-Mittelland die Kündigung auf, woraufhin das Inselspital den Fall ans Obergericht weiterzog.

Im Inselspital sorgt das bevorstehende Urteil für Unruhe. Mitarbeitende der Universitätsklinik für Anesthesiologie und Schmerztherapie beziehen in einem offenen Brief, den sie nach der Urteilsverkündung verbreiten wollen, Stellung gegen die Ärztin. Das Vertrauen zu Natalie Urwyler sei zerrüttet, heisst es darin. Man könne sich nicht vorstellen, weiter mit ihr zusammenzuarbeiten. Die Zusammenarbeit mit der Ärztin hätten sie als schwierig und herausfordernd erlebt. Bemerkenswert sind die im Schreiben gemachten Äusserungen, man habe Natalie Urwyler in der Klinik nicht als frauenfreundlich empfunden. Teilzeitarbeitende Mütter hätten bei ihr einen schweren Stand gehabt.

Sorge um Arbeitsklima

Zudem haben Ärzte und Ärztinnen der Klinik einen Brief an Urwyler entworfen, der abgeschickt werden soll, sobald das Urteil vorliegt. Darin drücken sie ihre Hoffnung aus, dass Natalie Urwyler nicht ans Inselspital zurückkehrt. Ihr juristischer Kampf habe alle stark belastet. Die Verhandlungen und der mediale Hickhack hätten zu viel verbrannte Erde hinterlassen, halten sie fest. Man sei in Sorge um das Arbeitsklima, das seit geraumer Zeit gut sei.

Urwylers Anwalt Rolf P. Steingger kritisiert solche Aktionen scharf. Es sei nicht das erste Mal, dass Mitarbeitende des Inselspitals instrumentalisiert würden, um gegen Urwylers Wiedereinstellung Stimmung zu machen, sagt er. «Damit verdreht man die Rollen: Einmal mehr wird Urwyler zur Täterin gemacht.» Dabei sei das erstinstanzliche Urteil klar zugunsten von Natalie Urwyler ausgefallen, und er erwarte, sofern das Obergericht zum gleichen Schluss komme, dass das Inselspital das Urteil umsetze und seine Mandantin wieder dort arbeiten könne. Schliesslich gehe es auch um ihre Forschungstätigkeit, für die sie auf ein Universitätsspital angewiesen sei. Der Anwalt zeigt sich überzeugt, dass problemlos Lösungen gefunden werden könnten, die ein gutes Arbeitsklima gewährleisten.

Natalie Urwyler bleibt gelassen

Und Natalie Urwyler selbst? Die Ärztin bleibt gelassen. «Das Urteil liegt ja noch gar nicht vor», sagte sie gestern auf Anfrage. Offenbar sei man im Inselspital nervös. Sie habe keinerlei Kenntnis von solchen Aktionen. Es erstaune sie jedoch, «dass sich Inselspitalmitarbeitende gegen ein Gerichtsurteil stellen wollen». Und es verwundere sie auch, denn sie habe von Mitarbeitenden massive Unterstützung erhalten. Zudem sei sie seit 2013 nicht mehr in der Klinik tätig: «Viele kennen mich wohl gar nicht oder wissen über meinen Fall nicht genau Bescheid», hält Urwyler fest. Dass die Führung sich gegen ihre Rückkehr wehre, sei ihr klar, sagt die Ärztin, denn diese habe ja den Prozess in der ersten Instanz verloren.